

Christian Lübke (Greifswald)

### **Conclusio: Mittelalterliche Assimilations- und Akkulturationsprozesse**

Im Gefolge der Wende von 1989 ist die ethnische Vielfalt des östlichen Europa wieder unvermittelt hervorgetreten, auch wenn sie nur noch ein schwaches Abbild jenes bunten Völkergemischs ist, das die im Ersten Weltkrieg untergegangenen Imperien gekennzeichnet hatte: die habsburgische Doppelmonarchie, das russische Zarenreich, das Osmanische Reich, aber auch das Deutsche Reich. Die ethnische Heterogenität war zum großen Teil als Folge neuzeitlicher Grenzverschiebungen sowie Kolonisationsmaßnahmen und Wanderungsbewegungen entstanden, aber ihre Grundlagen waren – ungeachtet der seitdem wirksamen Assimilierungsprozesse – bereits im Mittelalter geschaffen worden (Wandycz 2000), zu einer Zeit, in der die Idee des Nationalstaates auf völliges Unverständnis gestoßen wäre, als vielmehr nahezu uneingeschränkt die Vorstellung galt, dass „ein Reich mit nur einer Sprache und einer Tradition schwach und gebrechlich“ sei und dass man die Fremden (die „Gäste“) in jeder Form hoch schätzen und unterstützen müsse. Diese von König Stefan von Ungarn kurz nach der ersten Jahrtausendwende an seinen Sohn und Thronfolger Imre (Emmerich) ausgesprochene „Ermahnung“ (Györffy 1983: 259 f.) hatte für die demografische Entwicklung der folgenden Jahrhunderte quasi programmatischen Charakter. Denn dabei handelte es sich nicht etwa nur um eine Erfindung am Hof Stefans, sondern vielmehr um die Widerspiegelung der damals überall im östlichen Europa zumindest bei den Herrschern und ihren Eliten dominanten mentalen Einstellung, einer grundsätzlichen Offenheit gegenüber den „Anderen“, von deren Kenntnissen man profitieren wollte. So entstand die Vielfalt im Verlauf von Jahrhunderten zunächst durch die Wanderungsbewegungen von Völkern (*gentes*) und Stämmen, dann durch die Zuwanderung und Umsiedlung von Individuen und sozialen Gruppen, durch die Zusammenfassung unterschiedlicher Sprach- und Kulturgemeinschaften infolge von großräumigen Herrschaftsbildungen, durch das Nebeneinander verschiedener Religionen, durch Konfessionen und schließlich durch die planmäßige Zuwanderung von Bauern und Stadtbürgern. Gemessen an der von der Ethologie erforschten und vielfach beschriebenen feindlichen Grundeinstellung menschlicher Wir-Gruppen gegenüber den Anderen, die sich im Ethnozentrismus äußert (Lübke 2001: 10–32), kann dieses Neben- und Miteinander keineswegs als selbstverständlich gelten.

Wenn man nach den Ursachen dieser – auch im Vergleich zu Westeuropa – unterschiedlichen Orientierung sucht, die offenbar zumindest die Mehrheit der ethnischen Gemeinschaften des östlichen Europa auszeichnete, sind Veranlagungen oder „natürliche“ Einwirkungen sicher

kaum in Betracht zu ziehen, obwohl das weitgehende Fehlen natürlicher Grenzen (mit Ausnahme des Mittelgebirgskammes vom Böhmerwald bis zu den Südkarpaten) der Mobilität größerer Gruppen durchaus förderlich war. Vielmehr ist an den wechselvollen Verlauf der Geschichte des östlichen Europa in der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrtausends zu erinnern, der zahlreiche gentile Gruppen in verschiedenen regionalen Zusammenhängen in immer neue Kontaktsituationen führte und dabei ihre Auflösungen und ethnischen Neuformierungen anstieß, die mit kulturellen, sprachlichen und religiösen Assimilationsprozessen verbunden waren (ebd.).

Unter diesen amorphen Bedingungen des sogenannten „Barbaricums“ jenseits der alten römischen Reichsgrenzen fanden die Slawen offenbar besonders günstige Lebensweisen vor und dehnten ihr Siedlungsgebiet im 6. und 7. Jahrhundert in recht kurzer Zeit über rund ein Fünftel des gesamten Kontinents aus. Die Forschung hat sich lange darum bemüht, diesen Prozess, in dessen Folge die überwiegende Mehrheit der Bewohner des östlichen Europa bis heute eine slawische Sprache spricht, durch die Frage nach der slawischen „Urheimat“ zu klären oder durch den Nachweis protoslawischer archäologischer Kulturen, von denen die erst ab dem 6. Jahrhundert in den schriftlichen Quellen erscheinenden Slawen herzuleiten seien. In letzter Zeit erlangt aber die zeitliche Nähe zwischen dem Auftauchen der Slawen von der unteren Donau bis an die Elbe einerseits und der Expansion des Awarenreichs andererseits größere Aufmerksamkeit. Die Awaren waren, nach den Hunnen, im Mittelalter das erste turksprachige Nomadenvolk, das aus Asien kommend ins östliche Europa zuwanderte und sich weite Landstriche unterwarf. Ihnen folgten die (Donau-)Bulgaren, die Petschenegen, die Kumanen (Polovcer) und schließlich die Mongolen (Tataren).

Zwar darf man die von ihnen ausgehende Gewalt nicht negieren, die zweifellos ein wichtiger Faktor der Frühgeschichte Osteuropas insgesamt war und die im Sklavenhandel über Jahrhunderte hinweg sogar eine ökonomisch erfolgreiche Komponente hatte, doch sind in der Gesamtschau auch die symbiotischen Effekte zu würdigen, die das Neben- und Miteinander unterschiedlich wirtschaftender Gemeinschaften förderten. Rein nomadische Gesellschaften konnten auf Dauer nicht überleben – sie waren auf ackerbäuerliche Subsistenzwirtschaft angewiesen, entweder unter eigener Regie oder im Verbund mit anderen Gruppen, und die Großreiche wie die der Awaren und Mongolen benötigten das Geschick spezialisierter Handwerker, die man in den eigenen Herrschaftsbereich entführte. Auch im Norden, wo die germanische Bevölkerung Skandinaviens die Viehzucht gegenüber dem Ackerbau bevorzugte, bestand Nachfrage nach Getreide und darüber hinaus nach Salz und (slawischer) Töpferware; deshalb und in Kenntnis der schon in der Antike bekannten Wege über die

Ostsee hinweg entwickelten sich die Beziehungen der Skandinavier zu den Slawen und Balten, ja es entstanden schwedische und gotländische Niederlassungen an den gegenüberliegenden Küsten. Umgekehrt gelangten, wie sich durch intensivere Forschung (Harck, Lübke 2001) erst jetzt deutlicher zeigt, auch Slawen nach Dänemark und Schweden, wovon beispielsweise einige Ortsnamen auf der Insel Falster zeugen (Jørgensen 2001). Die gesellschaftlichen Hintergründe von Sachfunden slawischer Provenienz in Skandinavien (Roslund 2001) sind allerdings noch nicht geklärt.

Im Süden standen Awaren und Slawen in einem ziemlich engen Verhältnis zueinander, das in der europäischen Geschichte des Mittelalters vielerorts als „Gastung“ hervortritt, das hier aber zusätzlich durch die ethnische Differenz schärfer gekennzeichnet war: Im Winter quartierten sich die Awaren bei den Slawen ein und lebten von deren Ernte (Pohl 1988: 112–117), womit sie ein Verhalten zeigten, das drei Jahrhunderte später auch die nordischen Rus' gegenüber den ostslawischen Stämmen an den Tag legten (Lübke 2001: 130–135); nicht umsonst waren die russischen Landbewohner noch viel später zum *kormlenie* („Füttern“) der fürstlichen Beamten verpflichtet. Doch waren die Beziehungen nicht so eindeutig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, denn es standen sich nicht etwa nur awarische Herren und slawische Untertanen gegenüber; vielmehr waren die Awaren ein ethnisch heterogener Verband, ja für die Forschung stellt sich eher die Frage, wie jemand „Aware“ wurde, und nicht so sehr, wer ein „Aware“ war (Pohl 1988: 220).

In der Regel sind die Ankömmlinge sogar sprachlich slawisiert worden. Das gilt für die Rus', deren Herrscherdynastien ab der dritten Generation (Mitte des 10. Jahrhunderts) slawische Namen trugen, ebenso wie für die Donaubulgaren (9. Jahrhundert) und wohl auch für die Awaren, deren Ethnizität zuletzt nur noch durch die Herrschaft ihres Khagans definiert war. Nach dessen Beseitigung durch Karl den Großen am Ende des 8. Jahrhunderts verschwanden sie nahezu spurlos; vielleicht lebten sie, dann aber ebenfalls bereits slawisiert, im Mährischen Reich weiter, dessen Fürsten slawische Namen hatten, wo aber mit Sicherheit auch steppennomadische Elemente vorhanden waren.

Von dieser Regel gibt es zwei Ausnahmen: Die am Ende des 9. Jahrhunderts ins Karpatenbecken gekommenen Ungarn tradierten dauerhaft das Wissen um ihre frühere Heimat und die Landnahme. Ihre fortdauernden Verbindungen in die Steppe und in den pontischen Raum, die sich in der Anwerbung petschenegischer und kumanischer Hilfsvölker sowie in der Beschäftigung „ismaelitischer“ (muslimischer) und jüdischer Beamter zeigten (Göckenjan 1972), mögen ihr Sonderbewusstsein gegenüber der von ihnen unterworfenen slawischen Landbevölkerung und die Bewahrung ihrer eigenen Sprache weiter gefördert

haben. Auch war im Unterschied zu den anderen Eroberern die vorwanderungszeitliche Identität der Ungarn noch zu dem Zeitpunkt lebendig, als sie das Christentum (um 1000) annahmen. Dieses trug dann zur ideologischen Festigung der Dynastie des ersten christlichen Königs samt seinen heidnischen Vorfahren seit Arpad bei (Kersken 1995: 652–730).

Im zweiten Fall setzte sich die Sprache der Eroberer dort durch, wo „Deutsche“, vor allem Sachsen, in die von Slawen bewohnten Landschaften zwischen Elbe/Saale und Oder zuwanderten (10. und 12. Jahrhundert), sie zuerst in die Markenorganisation der Ottonen und in die ottonische Reichskirche integrierten und dann mit dem „Landesausbau“ (*aedificatio terrae*) begannen (Fritze 1984; Irgang 1991). Nicht nur war hier die slawische Bevölkerung durch Kriege stark dezimiert, sondern Neusiedler aus dem Westen wurden von den neuen deutschen Landesherren beispielsweise in der Mark Brandenburg oder im Lande Meißen in großer Zahl planmäßig hierher angeworben. Schließlich repräsentierte die „deutsche“ Lebens- und Wirtschaftsweise die rechtlichen, technischen und ökonomischen Neuerungen der Kolonisationsepoche (zusammenfassend als „deutsches Recht“ bezeichnet [Schlesinger 1975]), sodass die deutsche Sprache ein höheres Prestige aufwies als das Slawische. Durch die Vermischung der im weitesten Sinn deutschsprachigen (einschließlich der Flamen und Holländer) und slawischen Bewohner entstandenen ganz allmählich deutsche „Neustämme“ (Petersohn 1988), die sich – von West nach Ost fortschreitend – in wachsendem Maße (besonders infolge der Reformation) der deutschen Sprache bedienten. Doch übernahmen sie die vorgefundene slawische Toponymie, die bis heute weite Gebiete Deutschlands kennzeichnet: Teilregionen der in der Forschung so bezeichneten Germania Slavica (Fritze 1980; Lübke 1998).

Vom 6. Jahrhundert an waren also vorwiegend slawische Gruppen unterwegs, angestoßen durch die Bewegungen in der Steppe und zugleich auf der Suche nach besseren und sichereren Lebensbedingungen. In den Blick der byzantinischen Quellen (Curta 2001) gerieten dabei vor allem jene slawischen Gemeinschaften, die ab 602 endgültig die Donaugrenze überwandten und sich in mehr oder weniger geschlossenen Siedelgebieten, den Sklavinien, niederließen. Ab der Mitte des 7. Jahrhunderts unternahmen die byzantinischen Kaiser über viele Jahrzehnte hinweg Anstrengungen, diese Regionen zu unterwerfen – ein Ziel, das 805 endgültig erreicht war, als die Sklavinien ihre Autonomie verloren hatten und ihre Bewohner zum Teil nach Kleinasien umgesiedelt, zum Teil unter Verlust ihrer persönlichen Freiheit an Klöster überstellt worden waren.

Etwa zur gleichen Zeit wurden slawische Kleingruppen in wachsender Zahl in die fränkischen Grundherrschaften integriert; ein für diesen friedlichen Prozess charakteristisches Zeugnis

bildet eine Urkunde für das Kloster Kremsmünster aus dem Jahr 777, in der die Anwesenheit von dreißig slawischen Familien unter ihrem Anführer, dem Župan Physso, auf einem ihnen überlassenen Stück Land dokumentiert wird; sie hatten darüber hinaus weiteres Land ohne Erlaubnis des bairischen Herzogs gerodet (Fichtenau 1963). Weiter im Norden lebten Slawisch und Deutsch sprechende Menschen schließlich ab dem 9. Jahrhundert in einer Gemengelage, die als „Mark“ eine ganze Grenzzone entlang von Elbe und Saale umfasste (Herrmann 1985), wo die Karolinger ihre Grenze markierten; die slawischen Ortsnamen erstrecken sich noch bis zu einigen Dutzend Kilometer westlich dieser Flüsse, ja einzelne Individuen mit slawischem Namen sind sogar bis ins Rheintal gelangt (Haubrichs 1990). Im 10. Jahrhundert lebten die Slawen westlich von Elbe und Saale in eigenen Dörfern, aber mitunter auch in eigenen Dorfteilen in engster Nachbarschaft zu den Deutschen (Lübke 1993: 69–75), sodass die Bedingungen für eine rasche Assimilierung gegeben waren. Andererseits belegen archäologische Funde in Thüringen noch für das 11. Jahrhundert die Existenz einer offenbar kulturell eigenständigen slawischen Führungsschicht (Bach, Dušek 1971: 54–58), und die Slawen im Norden konnten sogar ihre politische Unabhängigkeit bis in das 12. Jahrhundert bewahren, als jener Prozess der Ausbildung einer Germania Slavica sich östlich von Elbe (Ribbe 1987; Donat, Reimann, Willich 1999; Brachmann u. a. 2003) und Oder (Piskorski 1990) weiter fortsetzte und sich unter parallelen Bedingungen die sprachliche Germanisierung ursprünglich baltischer (preußischer) Siedungsgebiete östlich der Weichsel vollzog (Erlen 1992).

Weiter im Osten waren die slawischen Wanderungsbewegungen bereits im 9. Jahrhundert im Wesentlichen abgeschlossen; die Stämme und ihre gesellschaftlichen Segmente (slawisch *rody* = Verwandtschaftsgruppen) hatten feste Wohnsitze eingenommen, ihre Wirtschaftsstrukturen konsolidiert und verbindliche Rechtsnormen sowie unterschiedliche Abstammungssagen ausgebildet. Es waren dies Faktoren, die auch die Konkurrenz, ja Feindschaft zwischen den einzelnen Stämmen begründen konnten, wie zwischen den Obotriten und den Wilzen im Raum zwischen Elbe und Oder (Ludat 1960; Ludat 1971). Insgesamt schärfte sich auch die Wahrnehmung kultureller Unterschiede, wovon die Vorrede der Altrussischen Chronik zu berichten weiß, wo die ostslawischen Poljanen („Feldbewohner“) den Derevljanen („Waldbewohner“) gegenübergestellt werden.

Gerade in dieser Phase, an der Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert, setzte nun ein stetig wachsender Handelsverkehr und damit ein dauerhafter Prozess des Wandels ein, in dessen Verlauf sich Staaten und Nationen bilden sollten, die das östliche Europa bis heute prägen (Graus 1980). Es waren die neuen Fürsten sowie ihre weltlichen und geistlichen

Würdenträger, die den Nutzen aus dem lukrativen Fernhandel mit Sklaven, Seide und Pelzen zogen, der ihnen die Mittel für den Unterhalt eines effektiven Machtapparats in Form der militärischen Gefolgschaften (*družiny*) verfügbar machte, deren Mitglieder zu wesentlichen Teilen aus der Fremde kamen. Schließlich verfügten die Fürsten über Mittel und Macht, ganze Gruppen von ethnisch Fremden als Sklaven oder „Gäste“ anzusiedeln oder als Handwerker anzuwerben. Die Fremden an den fürstlichen und bischöflichen Residenzen, die König Stefan von Ungarn in seiner „Ermahnung“ vor allem im Auge hatte, trugen zur weiteren Intensivierung der Kontakte nach außen bei und damit zur Förderung des kulturellen Lebens in den Zentren der neu entstandenen Staaten. Sie wirkten auch als Architekten eines neuen Gemeinschaftsbewusstseins, denn sie propagierten integrative Konzepte für die von den Fürsten eroberten Gebiete, für ihre alten und neuen Untertanen, was am besten in dem Bemühen der altrussischen Chronistik sichtbar wird, die ersten Eroberungen der Rjurikiden als gemeinsame Aktion von Warägern, Čuden, Slowenen, Merja, Ves' und Kriwitschen und damit „der ganzen Rus“ darzustellen. Darin zeigt sich der Bedeutungswandel des Ethnonyms Rus', das ursprünglich die normannischen Eroberer meinte, aber bald nicht nur alle Bewohner des von den Rjurikiden beherrschten Landes bezeichnete, sondern auch das Land selbst. Parallel dazu bezog sich auch das Gemeinschaftsbewusstsein in Böhmen, Polen und Ungarn in zunehmendem Maße auf das Land (*regnum*) und seine geistigen Schutzherren (wie den heiligen Wenzel als Landespatron Böhmens), nicht mehr auf die *gens*.

In diesem Rahmen setzte um die Jahrtausendwende ein neuer Trend in der Agrarökonomie der neuen Fürstenstaaten ein, den der ungarische Historiker György Györffy als den Übergang von der älteren „barbarischen“ Zeit in eine „zivilisierte“ Epoche deutete (Györffy 1983: 172): die Ablösung von erzwungener Zwangsarbeit von Kriegsgefangenen und Sklaven durch die Tätigkeit von zum Teil aus dem Ausland angeworbenen „Gästen“ (*hospites*). Tatsächlich kamen in dieser Phase erste Siedler aus Bayern nach Ungarn, um die Produktionspalette der königlichen Höfe zu erweitern. Zu diesem Zweck wurden auch Spezialisten aus anderen Gebieten herbeigeholt, deren Siedlungen nach ihren Ethnonymen benannt wurden (wie *Németi* „Deutsche“, *Tóti* „Slawen“, *Olaszi* „Wallonen, Lombarden“); manche Dörfer hießen aber auch einfach „Gäste“ (*Bodva-Vendégi*, von *vendég* „Gast“). „Gäste“ sind im 11. Jahrhundert für Ungarn in einer breiten Vielfalt bezeugt, die erkennen lässt, dass für sie die Grenzen zwischen Freiheit und Unfreiheit fließend waren: Einerseits durften sie ihren Grundherrn (*nutritor*) nicht ohne Weiteres verlassen oder waren arm (*pauperi hospites*), andererseits arbeiteten „Gäste, nämlich Slawen und andere Ausländer“, wie Freie auf fremdem Land und waren steuerpflichtig.

*Hospites* als Bestandteil der ländlichen Bevölkerung gab es auch in Böhmen ab der Mitte des 11. Jahrhunderts; ihr Betätigungsfeld lag offenbar vor allem im Weinbau, und die Namen der *vinitores* deuten auf ihre südslawische Herkunft. In größerer Zahl allerdings erschienen die „Gäste“, nun auch in den Elbmarken und in Polen, erst ab dem 12. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem planmäßigen, von West nach Ost fortschreitenden Landesausbau, sodass sich die Frage stellt, ob das Phänomen der kolonisierenden *hospites* im Wesentlichen die Rezeption einer westlichen Institution war oder ob es nicht bereits eine ältere, vorstaatliche Tradition der Tätigkeit von „Gästen“ gab (so etwa für Polen Buczek 1975: 67; vgl. aber Piskorski 1991: 62 f.). Außerdem erhebt sich die Frage nach dem Verhältnis der zuwandernden „Gäste“ zu den älteren Einheimischen und nach dem Verlauf von Assimilationsprozessen, die aber offenbar ursprünglich gar nicht erwünscht waren. Vielmehr sollte die Sonderstellung ethnischer Gruppen, deren besondere Fähigkeiten man ja nützen wollte, erhalten bleiben. So ist anzunehmen, dass ihre Ankunft stets gut vorbereitet war und dass beispielsweise der Ort ihrer Ansiedlung schon feststand. Vielleicht bezieht sich eine Bestimmung aus den Gesetzen des ungarischen Königs Koloman, in der von älteren vertriebenen Einwohnern die Rede ist (*veteres coloni eiecti*), auf diese Vorbereitungen. Das Gesetz sicherte den Vertriebenen zu, dass sie *ad suam* zurückkehren durften, sollten sie nicht an anderer Stelle Land zur Bearbeitung finden (*terram non habentes alibi*) (Györffy 1983: 187).

Andererseits haben die „Gäste“ von ihren Grundherren sicher genügend Verpflegung, vielleicht auch eine Grundausstattung, erhalten, die ihnen das Überleben nach der Umsiedlung sicherte. Ab dem 12. Jahrhundert, in der Zeit des Landesausbaus, übernahmen die speziellen Siedlungsunternehmer (*locatores*) die Anwerbung der Siedler und die Sicherung ihrer anfänglichen Lebensbedingungen. Außerdem wurden solche Siedler mit der Gewährung ihrer eigenen Rechte (zusammenfassend als „deutsches Recht“ bezeichnet) privilegiert und dadurch von denen unterschieden, die nach dem herkömmlichen Recht (*ius polonicum* etc.) lebten und dem Fürsten zu Diensten (nach dem *ius ducale*) verpflichtet waren. Obwohl im weiteren Verlauf der Kolonisation immer häufiger auch die Dörfer der Eingesessenen das „deutsche Recht“ erhielten, blieben die Unterschiede dort sichtbar, wo die Neusiedler mit all ihren Sonderrechten und kulturellen Eigenheiten in Gebiete transferiert worden waren, deren Gesellschaften schon seit Generationen über ein ausgeprägtes Gemeinschaftsbewusstsein verfügten und die man selbst immer mehr als durch spezifische Rechte und Lebensweisen definiert verstand. Dazu gehörte beispielsweise in Polen der „Peterspfennig“, dessen Zahlung die Deutschen verweigerten; er war symbolischer Ausdruck

der Anerkennung der Oberherrschaft des Apostolischen Stuhls über das Land, wodurch sich Polen von den „Anderen“ unterschied. Streitigkeiten um Sprache und Recht traten aber in den Städten viel deutlicher hervor als auf dem Land, wo die Neusiedler meist in ihren eigenen Dörfern abseits der Polen wohnten. Denn die Gründung neuer Dörfer in der Kolonisationsepoche hatte zumeist das Ziel, der Landwirtschaft neue, bisher nicht genutzte Siedlungsgebiete zu erschließen. Auf diese Weise entstanden größere Regionen mit zum Teil weitreichender Autonomie der Zugewanderten wie jene der Zipser (Körmendy 1995) und der Siebenbürger Sachsen. Andernorts bildeten sich kleinere Sprachinseln, die ihre Sonderstellung aber häufig nicht behielten, wenn sie im späteren Mittelalter von dem Bevölkerungsrückgang betroffen waren, der die krisenhaften Erscheinungen (Pestepidemie, Wüstungsperiode) begleitete (Conze 1992: 84–92), oder wenn sie wie in Polen-Litauen am Ende des Mittelalters und vor allem im 16. Jahrhundert von der polnischen Bevölkerungsmehrheit im Laufe der Zeit einfach assimiliert wurden.